

Wolfgang Thierse

17. Dezember 2024

Dankesworte zur Verleihung des Gregorius-Ordens am 17. Dezember 2024 in der Katholischen Akademie Berlin

Zunächst und vor allem gilt mein herzlicher Dank Ihnen, lieber Herr Erzbischof Koch! Ich erinnere mich an meine Überraschung, als Sie mich – unangekündigt – zu Hause besuchten und fragten, ob ich damit einverstanden sein könnte, einen päpstlichen Orden entgegenzunehmen.

Meine Reaktion war und bleibt: Ich bin nicht eitel genug, um eine solche Ehrung abzulehnen.

Meine Überraschung ist geblieben. Denn eine Selbstverständlichkeit ist es ja wirklich nicht, dass jemand einen vatikanischen Orden erhält, der auch nach 35 Jahren öffentlichen Lebens immer noch und immer wieder für einen evangelischen Pastor gehalten wird – weil die Leute das nicht glauben wollen: Ostdeutscher und Sozialdemokrat sein und katholisch! Das gibt's doch nicht, das geht nicht zusammen. (Helmut Schmidt z. B. wollte mir das partout nicht glauben.)

Aber so ist es nun mal: Ostdeutsch und katholisch bin ich seit Geburt und Taufe. Und meine ostdeutsche Kirchnerfahrung bleibt wohl prägend. Es ist die Erfahrung von Minderheit. Christ zu sein – nichts davon war selbstverständlich. Sein Anderssein, sein Fremdsein – man trug es in den DDR-Jahrzehnten nicht als Banner vor sich her, aber man hatte doch immer bereit zu sein: sich zu rechtfertigen, sich zu erklären, sich zu übersetzen – in der Schule, in der Universität, unter den Arbeitskollegen. Man war gezwungen, war immer wieder herausgefordert, den eigenen christlichen Glauben, der immer weniger selbstverständlich wurde, vor dem eigenen Verstand und vor dem Unverständnis, der Kritik der Anderen, der Kopfschüttelnden oder kämpferischen Atheisten zu rechtfertigen, ihn zu übersetzen in den Verstehenshorizont der Anderen. (Das hat mir später auch in der Politik geholfen, denn in ihr hat man schließlich die Pflicht, nicht einfach fromm zu argumentieren, sondern in der gemeinsamen Sprache der Verschiedenen.)

Es ging eben nicht so sehr um Widerstand – ein großes Wort. Es ging darum, den eigenen, eben christlich geprägten Maßstäben von Intelligenz und Anstand folgend zu leben. Wir haben unser Katholischsein gelebt mit dem Blick auf die Anderen, mit der Aufmerksamkeit für deren Christsein, also in ökumenischer Gemeinsamkeit.

Angesichts der Krise der Kirchen, ihres dramatischen Mitgliederschwundes, ihres Ansehens- und Glaubwürdigkeitsverlustes versuche ich, tapfer der Resignation zu widerstehen. Vielleicht lässt sich dieser traurigen Entwicklung ein positives Momentum abgewinnen: Wir gehen einer Kirche der freiwilligen Entscheidung entgegen. Das kommt mir ein wenig bekannt vor: Wir Christen sind in der DDR zur Minderheit geworden, es gab nicht mehr den „stummen Zwang des Milieus“, man musste sich entscheiden – zu gehen oder zu bleiben und dafür Gründe zu haben. Ich will nichts nostalgisch glorifizieren, aber ich weigere mich, nur noch schwarz zu sehen. (Die jüngste Kirchenmitgliedschafts-Untersuchung hatte neben manchen betrüblichen Befunden auch die schöne Nachricht: Ostdeutsche Christen sind bekenntnisfreudiger und in den Gemeinden aktiver. Das hat wohl mit unseren Erfahrungen zu tun.)

Klaus Mertes hat es schon erwähnt: Anlässlich einer Journalistenfrage habe ich mich einmal als „ziemlich preußischen Katholiken“ bezeichnet. In der Unterscheidung zum rheinischen oder bayerischen Katholizismus wird mir ahnungsvoll deutlich, was ich leichtsinnigerweise damit gemeint haben könnte: eine aus der Nicht-Selbstverständlichkeit des (eigenen) Katholizismus resultierenden Mischung aus Bescheidenheit und kämpferischer Gesinnung, aus Unsicherheit und Strenge, aus Trotz und Zuverlässigkeit, aus Dabeibleiben und Sich-in-die-Pflicht-nehmen-lassen. Das ist natürlich nicht ohne Ambivalenzen. Die Gefahr des Störrischen, Unbeweglichen, Stramm-Konservativen ist nicht ganz weit weg, auch des möglicherweise an falschen Fronten Kämpferischen (aber immerhin doch des Kämpferischen und nicht bloß des Kuscheligen und Gewohnheitsmäßigen). Gegen alles Vorurteil: Ein guter „preußischer Katholik“ ist nicht autoritätsfixiert, sondern eben durch Minderheitserfahrungen und -kämpfe gestählt und deshalb ist er der tiefsitzenden (und doch eigentlich selbstverständlichen) Überzeugung, dass er nicht wegen des Personals, nicht wegen der Bischöfe oder wegen des Klerus in der Kirche ist und bleibt, obwohl er gewiss sehr überzeugende Priester und eindrucksvolle Bischöfe kennt und erlebt hat. (Und er wird auch nicht wegen des Personals, bei welchen ihrer Verfehlungen auch immer austreten, auch nicht wegen des Missbrauchsskandals, der sexualisierten Gewalt von Klerikern und des fatalen Verhaltens von Bischöfen.) Die Kirche muss sich ändern. Wir müssen sie ändern. Wenn sie bleiben soll. Ein preußischer Katholik weiß, das ist keine gemütliche Aufgabe. Sie betrifft ja auch ihn selbst.